Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **19 (1937)**

Heft 26

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern
K. 37ᵃ, 805.

Winterthur, 2. Juli 1937. Erscheint jeden Freitag 19. Jahrgang Nr. 26

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt

Neues aus dem Kunstgewerbe II
Die literarische Seite
Landfrauenkonferenz

Wochenchronik

Inland.

Die schweizerische Politik kehrt nach Abschluß der Sommersession wieder in ihren Alltag zurück.

Die **Stadt Bern** hat nächsten Sonntag einen wichtigen **Wahlkampf** auszufechten, dem man in der ganzen Schweiz mit Spannung entgegensieht. Der Stadtpräsident und ein Gemeinderatsmitglied sind neu zu wählen. Bisher war der Berner Gemeinderat — allerdings mit nur kleiner Mehrheit — bürgerlich. Werden nun die Sozialdemokraten das Uebergewicht erlangen? Darum geht der Kampf. Als neuen Stadtpräsidenten portieren die Sozialdemokraten den bekannten bernischen Sozialistenführer Robert Grimm. Die bürgerlichen Parteien stellen für beide Vakanzen natürlich ihre Gegenkandidaten.

Das vom Bundesrat dieser Tage genehmigte **3. Finanzprogramm** ist nunmehr der Oeffentlichkeit bekannt gegeben worden. Im Wesentlichen bildet es eine Verlängerung des gegenwärtig geltenden 2. Finanzprogramms, allerdings mit einigen wichtigen Aenderungen: Zur Kompensation der dahinfallenden Weinsteuer schlägt der Bundesrat eine Vermögenszuwachssteuer vor, die erhoben werden soll auf dem Zuwachs, der sich am 1. Januar 1938 ergibt gegenüber dem Bestand am 1. Januar 1936, soweit dieser Zuwachs 10,000 Fr. übersteigt. Vermögen unter 50,000 Fr. sind von der Besteuerung ausgenommen.

Ebenso genehmigte der Bundesrat eine Botschaft zur weitern **Verstärkung der Landesverteidigung:** Es seien dem aus dem Ueberschuß der Wehranleihe gebildeten Fonds 58,5 Millionen für den Ausbau des Grenzschutzes, für die Durchführung der neuen Truppenordnung, für Bauten etc. zu entnehmen.

Der Bundesbeschluß betreffend die **Krisenhilfe** für **Privatbahnen** läuft mit Ende dieses Jahres ab. Da diese sich bewährt hat, beantragt der Bundesrat dem Parlament die Verlängerung um weitere zwei Jahre.

Zur **Resolution Stucki** (Bildung einer neuen Mitte) haben letzten Sonntag eine ganze Anzahl von Kantonalorganisationen der freisinnig-demokratischen Partei Stellung genommen. Bern und Baselland haben sich für die Resolution ausgesprochen, Solothurn dagegen; Freiburg, St. Gallen, Luzern, Aargau sind für den Vermittlungsantrag der zentralen Geschäftsleitung.

Auf Anregung des schweizerischen Turnlehrerverbandes und des schweizerischen Frauenturnverbandes erläßt der Bundesrat ein Rundschreiben an die Kantone, in dem er die Einführung des **obligatorischen Mädchenturnunterrichts,** da wo er noch nicht besteht, dringend empfiehlt.

Ausland.

Wie schon in unserm letzten Bericht betont, hat der **Rückzug Deutschlands** und **Italiens** aus der **Seekontrolle** (wohlverstanden nur aus dieser, nicht aber aus dem Londoner Nichteinmischungskomitee) eine außerordentlich bedrohliche Lage geschaffen. Dieser Besorgnis gaben der neue englische Ministerpräsident Neville Chamberlaine und Eden in einer außenpolitischen Debatte im englischen Unterhaus auch unverhohlenen Ausdruck. Chamberlain verglich die Lage mit der Lawinengefahr im Frühjahr, wo oft ein unvorsichtiger Laut genüge, um die Lawine auszulösen. Man frug sich zunächst bange, was wird Deutschland (und in seiner Gefolgschaft Italien) nun weiter unternehmen? Der Rückzug der deutschen Kriegsschiffe aus dem Mittelmeer beruhigte wenigstens in der Hinsicht, daß keine weitern Vergeltungsmaßnahmen noch sonstige eigenmächtige Handlungen — von unabsehbarer Tragweite — vorgenommen würden. Aber nun die durch den Rückzug entstandene **Lücke** im **Kontrollsystem** vor Valencia? England und Frankreich einigten sich dahin, dem Nichteinmischungskomitee den Vorschlag auf Uebernahme der Kontrolle nun durch Frankreich und England allein zu unterbreiten. Leider wurde aber nur zu bald offenbar, daß Deutschland und Italien diesen Vorschlag kaum annehmen würden und in der Tat äußerten in der letzten Sitzung des Nichteinmischungskomitees vom vergangenen Dienstag die Vertreter der beiden Länder dem Plan gegenüber eine äußerste Reserve, sie erklärten, daß damit das Gleichgewicht gestört und für die Unparteilichkeit keine Garantie gegeben sei. Dieser versteckte Vorwurf der Parteilichkeit, der vor allem auf England gemünzt war (das die Kontrolle vor Valencia übernehmen wollte), verstimmte in England stark, denn gerade den beiden faschistischen Staaten steht es wohl am wenigsten an, England, das sich für die Aufstellung und Aufrechterhaltung der Nichteinmischung alle erdenkliche Mühe gab und heute noch gibt, der Parteilichkeit zu verdächtigen. Der französisch-englische Plan wird nun zunächst der italienischen und deutschen Regierung unterbreitet.

Das neue **Kabinett Chautemps** ist letzten Dienstag mit einer gut aufgenommenen Regierungserklärung vor die Kammer getreten. Am gespanntesten sah man natürlich den Eröffnungen des neuen Finanzministers Bonnet entgegen. Auch das Kabinett Chautemps kommt nicht darum herum, Finanzvollmachten zu verlangen, Vollmachten, die ihm nun von Kammer und Senat in den letzten Tagen mit mehr Vertrauen als dem Kabinett Blum gewährt wurden. Zu den wichtigsten unter den neuen vorgesehenen Finanzmaßnahmen gehört die Aufhebung der untern Grenze des Goldgehaltes des französischen Frankens. Damit ist der Franc nicht etwa direkt abgewertet, aber die Währung ist wie die englische zu einer labilen gestaltet, d. h. sie unterliegt nunmehr der Börsenkursbildung, ist nicht mehr fest, sondern hängt ab vom Vertrauen, das man der Wirtschaft und den Finanzen Frankreichs entgegenbringt. Dies darum, weil der französische Währungsausgleichsfond erschöpft war und um nicht neue kostbare Goldmittel der Aufrechterhaltung der Währung opfern zu müssen.

Auf den nächsten Samstag steht als Protest gegen das von Chautemps noch vom Kabinett Blum übernommene, allerdings etwas gemilderte Dekret betreffend die **Einführung** der **40-Stundenwoche** im französischen **Hotel- und Restaurationsgewerbe** eine Schließung sämtlicher **Hotels und Restaurants** in ganz Frankreich und — als Sympathiekundgebung — der Lokale einer ganzen Reihe von Gewerben bevor.

Der **König von Rumänien** weilte diese Woche zu Besuch in **Warschau,** als Ausdruck der engen rumänisch-polnischen Freundschaft, vor allem in der Defensive gegen Rußland.

In **Deutschland** befindet sich gegenwärtig fast der ganze Bruderrat der preußischen Bekenntniskirche in Haft. Die Bekenntniskirche erklärt, eine Beteiligung an den vorgesehenen Kirchenwahlen nicht verantworten zu können.

Sind wir auf der rechten Fährte?

Als wir jung waren, da ergriffen wir ohne Zögern den Beruf, zu dem wir uns berufen fühlten, sofern die Mittel und die Umstände es erlaubten; wir Glücklichen! Und heute? Es gibt Berufe, vor denen man mit Recht warnt, weil sie aus bestimmten Gründen besonders aussichtslos erscheinen: Tiefbauingenieur, Geologe usw. Sind wir uns aber klar, wie es auf die Jugend wirkt, wenn wir, wie es etwa in akademischen Berufsberatungen geschieht, so ungefähr von allem abraten, so daß ein junger Mensch sich logischerweise sagen müßte: ich bin einfach überflüssig — und dies lange bevor ihn der Schicksalsschlag der Arbeitslosigkeit getroffen hat.

Nicht nur die Berufsberatungsstellen decken sich mit Abraten, damit man sie nicht nachher darauf festlegt, sie hätten zu einem Beruf geraten, und nun finde man keine Stelle. Nein, auch von anderer Seite wird die Jugend gewarnt. Will man Medizin studieren, so erhält man ein Schreiben von der Aerzteschaft, die von diesem Beruf abrät, meldet man sich in irgend einer Berufsschule, so kommt es unter Umständen vor, daß man nach der Aufnahme, vor Beginn des Kurses, die Anregung erhält, noch zurückzutreten.

Kennt man die Zukunft und die Berufsmöglichkeiten auf Jahre hinaus so genau, daß man junge Menschen, die mit Eifer etwas lernen wollen, so deprimieren darf?

Ein Stadtkanton mit mehr als 170,000 Einwohnern führt den Berufskurs für Primarlehrer alle zwei Jahre durch. Dieses Frühjahr wurden nur 5 Schülerinnen aufgenommen. Von der Elite, die sich gemeldet hatte — man wußte ja, daß es schwer war anzukommen, — wurden zehn Mädchen zurückgewiesen. Also in zwei Jahren dürfen sich von 170,000 Einwohnern fünf Mädchen zur Primarlehrerin ausbilden; es klingt wie ein Hohn! Als die armen Wartenden hörten, daß sie nicht zu den fünf Auserwählten gehörten, da war es für sie ein furchtbarer Schlag. Die gute Maturnote hatten sie, aber vielleicht war die Musikalität nicht so hervorragend, oder sie waren keine Athleten, zehn mußten eben weichen. Auf charakterliche und pädagogische Fähigkeiten, die ja die Eignung für den Primarlehrerberuf in erster Linie ausmachen, konnte keine genügende Rücksicht genommen werden. Es ist bekanntlich unmöglich, mit Sicherheit die Geeignetsten auszuwählen, wenn zwei Drittel abgewiesen werden müssen. Sollte man nicht deshalb mehr Mädchen die Möglichkeit zur Ausbildung geben und nachher die Besten sich durchsetzen lassen? Vor allem, wenn es sich um Lehrerinnen handelt, denen immerhin noch ein Stück weite Welt offen steht.

Tatsache ist, daß gerade unter den Zurückgewiesenen Mädchen waren, die sich aus dem Innersten heraus zur Lehrerin berufen fühlten, und in jeder Beziehung geeignet erschienen.

Warum nicht wo anders lernen, die Schweiz ist ja reich an Seminarien? Ja, wenn das so

Eine Periode gesteigerter Empfindung für Recht und Unrecht erzeigt aus sich selbst heraus Unruhe und Umwälzung. Sicherheit und Ruhe um jeden Preis ist das Kennzeichen des alternden Menschen und Volkes. Lieber die bekannten Uebel tragen, als zu unbekannten fliehen, ist seine Devise. Feuriges Gefühl für das Sein-Sollende zeichnet die wachsenden Menschen und Zeiten aus. Eugen Huber

„Hier spricht — Mrs. Roosevelt"

Philadelphia, U. S. A.,
Ende Mai 1937.

Gestern abend hörte ich am Radio eine Unterhaltung zwischen zwei Frauen, die für einen Mitteleuropäer etwas Ungewöhnliches hatte. Trägerinnen dieses Zwiegesprächs waren: Mrs. Roosevelt, die Gattin und — wie man hier sagt — die Beraterin des Präsidenten und Mrs. Harriman, die soeben ernannte Gesandtin der Vereinigten Staaten in Norwegen.

Dieses Gespräch ist so typisch für die Rolle, die die Frau im heutigen Nordamerika spielt und für die Bedeutung, die die Demokratie der Frau im öffentlichen Leben dieses Volkes zuschreibt, daß ich die interessanten Teile des Dialoges, wenn auch gekürzt, im Wortlaut wiedergebe.

Mrs. Roosevelt stellt die Gesandte den Hörern vor und wendet sich sodann an sie: Ich werde so oft, besonders von Frauen, die nach Washington kommen, gefragt, welche Frauen sie hier aufsuchen sollten.

Mrs. Harriman: O, es sind ihrer so viele, denn der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten hat mehr Frauen auf Posten in öffentlichen Aemtern berufen, als je ein Präsident vor ihm. Wie kam das eigentlich?

Mrs. R.: Ich glaube, daß der Präsident als Gouverneur von New York die Erfahrung gemacht hat, daß Frauen in öffentlichen Aemtern gerade so nützlich sein können wie Männer. Die jetzige Arbeitsministerin Frances Perkins war, wie Sie wissen, Labour Commissioner von New York und ich glaube, daß ihre Leistungen die Meinung des Präsidenten sehr zugunsten der Frau beeinflußt hat.

Mrs. H.: Obwohl viele Leute mit Miß Perkins in Berührung kommen, wissen nur wenige wie wirklich menschlich sie ist und was für eine humoristische Ader sie hat.

Mrs. R.: Ich erinnere mich, wie jemand eines Tages zu ihr sagte: „Die Frauen sind für das öffentliche Leben nicht stark genug", worauf Miß Perkins lächelnd die trockene Antwort gab: „Es mag sein, daß die Frau körperlich nicht stark genug ist, ein Klavier zu heben, aber schließlich muß sie das ja auch nicht alle Tage tun."

Mrs. H. lachend: Eine andere Frau, die ich sehr bewundere, ist Josephine Roche, die Unterstaatssekretärin im Finanzministerium.

Mrs. R.: Ihre Laufbahn ist eine der interessantesten, die mir bekannt sind. Sofort nachdem sie die Examen in Nationalökonomie und Soziologie an der Columbia University bestanden hatte, ging sie als erster weiblicher Polizist nach Denver. Als ihr Vater 1927 starb, erbte sie seinen Aktienbesitz in der Rocky Mountain Fuel Company und wurde 1929 zum großen Erstaunen aller Präsidentin dieser Gesellschaft. Und was für eine! Sie befürwortete das Koalitionsrecht der Arbeiter. Sie erhöhte deren Löhne, als alle andern Gesellschaften sie reduzierten. Sie predigte nicht nur bessere Arbeitsbedingungen, sie führte sie nicht nur durch, sondern ihre Gesellschaft machte auch gute Geschäfte dabei. Die Bergleute in Colorado pflegten auf den Straßen auszurufen: „Kauft Josephine's Kohlen!"

Mrs. H.: Sie wird oft Amerikas erste Geschäftsfrau genannt. (Fortsetzung Seite 2.)

Der Tessin im Werke Hermann Hesses

Zum 60. Geburtstag des Dichters am 2. Juli 1937.

Verzeiht man es nicht dem empfänglichen Herzen, wenn es zu dem ihm teuern Dichterwerke seine eigenen Wege und Umwege sich sucht, und gestattet mir darum, als erstes jene Bilder zu nennen, die bei Hermann Hesses Namen vor mir aufsteigen? Bilder sind es, die vom persönlichen Erleben Farbe und Form erhalten, die sich aber ihrem Gehalt nach wie von ihm selbst beschriebene Blätter in des Dichters Werk mir einreihen. Sie zeigen Hermann Hesse auf dem Balkon seines alttessinischen Hauses in Montagnola, den Blick weit hinaus gerichtet über den magnolienblühenden Garten bis hinüber zum waldigen Bergrücken des Salvatore. Sie heißen: blendend heller Kirchplatz von Carona, wo es nach dem Durchschreiten des dunkeln Torbogens so selbstverständlich war, ihn auf dem Mäuerchen sitzend zu finden. Ein gelbes Haus mit grünverblichenen Fensterläden in den Gassen Asconas gehört in ihre Reihe, weil ich weiß, daß er es einst in einer vormittäglichen Sommerstunde mit Aquarellfarben festhielt. Mancher liebe Tessinerwinkel und vertraute Wanderweg steht mir so unter Hesseschem Vorzeichen, offenbart sich mir deutlicher in seiner Eigenart, weil sein Dichterwort sie erfaßt und davon Kunde gibt.

Mit Hermann Hesse den Tessin erleben, das heißt: mit dem jugendlichen Sänger der frühen Gedichte den Bergpaß überschreiten, der Norden von Süden trennt. Es heißt, mit ihm den ersten blauen See jenseits der Alpen als eine Ahnung übersonnten Meeres begrüßen, romanischen Wortklang und größere Sonnenfülle als Versprechen und Hinweis auf die ersehnten Entzückungen der „selig nahen Ferne" Italien.

Es bedeutet später, mit dem Maler-Dichter der „Wanderung" der kargeren Natur, der unscheinbareren Schönheit des Tessins sich in freudiger Bescheidung zuzuwenden, und sie von nun ab um ihrer selbst willen zu lieben. Wie getreulich und achtsam lehrt der Dichter uns die kleinen und geringsten Züge im Landschaftsbilde zu sehen! Der braune Gneisstein von Haus und Hausdach, das spärliche Besitztum der Bauern, die Primel im Wiesengrund und der Name des Kindes, mit dem er Brot und Nüsse der Wandermahlzeit teilt, sind ihm wichtig und nennenswert. Denn in ihrer Gesamtheit ergeben sie jene Atmosphäre von naturnaher Geborgenheit, die dem von innerster Unrast getriebenen Wanderer wohltätig und heilend ist. „Hier scheint die Sonne inniger, und die Berge sind röter, hier wächst Kastanie und Wein, Mandel und Feige, und die Menschen sind gut, gesittet und freundlich, obwohl sie arm sind. Und alles, was sie machen, sieht so gut, so richtig und freundlich aus, als sei es von Natur so gewachsen." Die Traditionsverbundenheit des tessinischen Menschen verbürgt dem von den Schauern der Vergänglichkeit immer wieder berührten Dichter Dauer und Bestand. Sie beschenkt ihn mit jenem Vorrat von echter Substanz und echten Bildern, den er selbst ein notwendiges Element seines Lebens genannt hat, und den keine moderne Großstadt ihm zu bieten hätte. „Hier im Tessin aber" — so hören wir den Dichter sprechen — „finde ich manche Dinge, die nicht nur schön und wohlig anzusehen, sondern auch voll tausendjähriger Tradition sind. Der nackte steinerne Tisch bei der steinernen Bank unter Kirschlorbeer oder Buchsbaum, der Krug und die tönerne Schale voll Rotwein, das Brot und der Ziegenkäse dazu — das alles war zur Zeit des Horaz auch nicht anders."

Glückhafte Entdeckung und friedliche Inbesitznahme der Tessiner Welt ist das Thema der idyllenhaft anmutenden Prosastücke, der wehmütig oder froh bewegten Gedichte und der zarttonigen Aquarelle des Wanderers. Der letzte Sommer Klingsors bedeutet eine Umkehrung dieses musikalischen Satzes. Jetzt ist Hermann Hesse nicht länger der still genießende Betrachter, der an die Dinge der Umwelt herantritt, sie herausgreift und nach Dichterlust und Gutdünken zu Bild und Gleichnis seines Erlebens wählt. Hier ist die Seele der Landschaft selbständig und übermächtig geworden. Sie zwingt den Maler Klingsor in das grelle Licht ihrer Sommertage und in das fieberheiße Leben ihrer Nächte. Sie drängt ihm lodernde Farben auf die Palette, bietet ihm Rausch und Taumel an im dunkeln Wein ihrer Rebberge. Klingsors Tessin ist der Zaubergarten, in dem jedes wilde Spiel der Phantasie seinen Raum hat und sein Recht behält. Er bedeutet Griechenland und Aegypten, birgt Fabelwesen wie Afrikas Urwälder und wie die Steppen Asiens Menschen mit fremdartigem Tierblick. „Sonderbar schön und seltsam war die Welt, sehr farbig, etwas fragwürdig, etwas unwahrscheinlich, jedoch wunderschön." Diesem Zeugnisse Klingsors dürfen wir beifügen: seine Welt, seine Tessiner-Welt, ist gesteigert ins Grandiose und oft ins Bizarre, sie ist verschoben aus den Angelpunkten der Realität, in die Region von Traum und Märchen hinausgerückt. Aber wir wissen die Stellen, wo sie den Boden der Wirklichkeit berührt, wo sie in ihm verankert und gesichert ruht. Wir denken dabei vielleicht an Klingsors nächtlichen Heimweg vom Fest, an seine Begegnung mit der alten Bäuerin. Vor ihrer ärmlichen Behausung verzehrt er sein Nachtmahl, trinkt aus irdener Tasse von ihrem Wein. „Die alte Frau saß dabei, weiß, gebückt und zahnlos, und erzählte mit faltig arbeitendem Halse und stillgewordenen alten Augen vom Leben ihres Weilers und ihrer Familie, vom Krieg und der Teuerung und vom Stand der Felder, von Wein und Milch und was sie kosten, von gestorbenen Enkeln und ausgewanderten Söhnen; alle Lebenszeiten und Sternbilder dieses kleinen Bauernlebens lagen klar und freundlich ausgebreitet, rauh in dürftiger Schönheit, voll Freude und Sorge, voll Angst und Leben." Und der ruhende Klingsor fragt seine Wirtin nach „Kindern und Vieh, nach Pfarrer und Bischof, lobt freundlich den ärmlichen Wein, bietet eine letzte Pflaume an, gibt die Hand, wünscht eine glückliche Nacht."

Weist dieses Gespräch nicht schon hin zu jenem Hermann Hesse, dem der Tessin mehr ist als nur die glücklich erreichte und entdeckte Fremde, die es gilt gegen eine andere, heimatlich vertraute Welt abzugrenzen? Kündet sich so nicht der Dichter der „Neuen Gedichte" an, dem das täglich gewohnte, das jahrelang bewohnte Land zugehört als ein Teil seines eigenen Wesens? Wie unverkennbar, wie unmißverständlich erklingt jetzt die Stimme dieser Landschaft in seinem Liede, wie schwirren die Heuschrecken, lärmen die Grillenchöre im Mittag, wie echt tessinisch rollen die aufsteigenden Gewitter, rauschen die Regen der Sommernacht:

„Bis in den Schlaf vernehm ich ihn
Und bin daran erwacht,
Nun hör ich ihn und fühle ihn,
Sein Rauschen füllt die Nacht
Mit tausend Stimmen feucht und kühl,
Geflüster, Lachen, Stöhnen,
Bezaubert lausch ich dem Gewühl
Von fließend weichen Tönen.
Nach all dem harten dürren Klang
Der strengen Sonnentage,
Wie innig ruft, wie selig-bang
Des Regens sanfte Klage."

Verse im beruhigten Gleichmaß antiker Form erzählen uns heute von Stunden im Garten: ein ihm eigenes und mit eigenen Händen gepflegtes Stück Erde liegt mitten in Hermann Hesses Tessin. Blume und Frucht, Kohl und Tomate bringt ihm der Boden, der ihm so lange schon lieb ist, und eine Quelle von besonderer und heilsamer Art entströmt ihm. Die Berge aber, „die im Fernblau so zart gestuft gegen's Licht stehn," beschließen den Kreis, darin für den Dichter Hermann Hesse Fremde und Heimat eines geworden sind. A. H.

leicht ginge! In Kantonen mit Seminar stellt man keine Lehrer mit außerkantonalem Patent an, und um staatlich angestellt zu werden, muß man Kantonsbürger sein. Manche können sich bei solchen Aussichten eine teure, auswärtige Ausbildung einfach nicht leisten.

Wir haben großes Bedauern mit den deutschen, nicht rein arischen jungen Menschen, weil ihnen so viel Ausbildungsmöglichkeiten genommen sind. Und in der Schweiz kommen infolge unserer kleinen Verhältnisse ähnliche Härten vor. Ist das nicht traurig? Sind wir wirklich auf der rechten Fährte mit dieser großen Aengstlichkeit in der Berufsberatung und Berufsausbildung?

E. F.

Nachwort der Redaktion: Eine Leserin sandte uns diese Zeilen. Hat sie nicht recht? Ist es nicht höchste Zeit, unsere Mädchen zu ermutigen (und ihre Eltern), wenn es gilt, sich zu einer Berufsausbildung zu entschließen, auch wenn die sichere Anstellung nach der Ausbildung noch nicht vorauszusehen ist? Und müssen wir uns nicht energisch wehren, damit den Mädchen wenigstens die Gelegenheit zur Berufsausbildung gewahrt werde? Kurz gefaßte Meinungsäußerungen über diese Fragen nehmen wir für die Rubrik „Was sagt die Leserin?" gern entgegen.

Mrs.: Auch der erste und der zweite Direktor der Münze sind Frauen. Fast jeder kennt Nellie Taylor Roß' glänzende Arbeit. Ihre Assistentin, Mary M. O'Reilly ist seit 35 Jahren im Finanzministerium. Man sagt, daß sie den Silberkurs in jedem Land sofort anzugeben weiß. Sie hat in Amerika und andern Ländern Münztechnik studiert, leitet mit Mrs. Roß die Aus- und Einfuhr des gemünzten Goldes und Silbers und setzt deren Wert fest.

Mrs. H.: Ich finde die Arbeitsbegeisterung der Frauen hier in Washington ganz erstaunlich!

Mrs. R.: Ja, und sie ist ansteckend. Ellen Woodward — Sie wissen, die Direktorin der Frauen- und Berufsabteilung im Amt für öffentliche Arbeiten — steckt mich jedesmal, wenn ich sie sehe, mit ihrer Begeisterung an.

Mrs. H.: Daran sind z. T. vielleicht ihr südliches Temperament und ihr rotes Haar schuld?

Mrs. R. lachend: Ja, aber sie hat auch eine große Gabe mit Menschen umzugehen und Dinge zustandezubringen. Ich bewundere sie, seitdem ich einmal dabei war wie sie sagte: „Jeder kann Zustände studieren und analysieren, aber das Traurige ist, daß so viele nichts tun, um die Lage zu bessern, nachdem sie sie genug studiert und analysiert haben."

Mrs. H.: Ist Ellen Woodward nicht auch eine feine Pianistin?

Mrs. R.: Ja — aber sie hat keine Zeit mehr, zu spielen. Sie war Musiklehrerin, wie Sie wissen, und ich glaube in jener Zeit entwickelte sie das Verständnis für die Künstler, mit denen sie jetzt bei der Ausgestaltung der Pläne für die Beschäftigung der arbeitslosen Kollegen zu tun hat.

Mrs. H.: Eine interessante Frau ist m. E. Ruth Shipley im Auswärtigen Amt.

Mrs. R.: Sie hat ihre Laufbahn auch im gleichen Ministerium begonnen, Sie fing 1914 dort als Lehrling an und ist heute Leiterin der Paßabteilung. Außerdem betreut ihr Referat aber auch in Schwierigkeiten geratene Amerikaner im Ausland und verhilft Menschen zur Erlangung des Bürgerrechts.

Welche Eigenschaften zeichnen nach Ihrer Meinung die Frauen im öffentlichen Leben Washingtons am meisten aus?

Mrs. H.: Ich bewundere am meisten ihren moralischen Mut. Zwei Frauen hier besitzen ihn nach meiner Auffassung in ungewöhnlichem Maß. Eine von ihnen ist Dorothy Detzer. Tagein, tagaus schafft sie in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit. Nichts entmutigt sie. Ich glaube oft, sie wird ihre Sache schon darum zum Sieg führen, weil sie durch ihre unermüdliche Ausdauer die andern völlig erschöpft.

Mrs. R.: Ausdauer ist eine unentbehrliche Eigenschaft für jemand, der eine heilige Sache vertritt. Eine andere Frau, die viele tausende Frauen in Amerika beeinflußt, ist Dr. Louisa Stanley. Sie hat auf dem Gebiet der Ernährung, Diät und Bekleidung viel geleistet, aber sie interessiert sich besonders für die Kinderwohlfahrt.

Mrs. H.: Eine der interessantesten Frauen in Washington ist Caroline O'Day, die Abgeordnete für den Staat New York im Kongreß.

Mrs. R.: Caroline ist eine meiner intimen persönlichen Freundinnen. Wir haben zusammen frohe und sehr traurige Zeiten erlebt. Mrs. Harriman, auch Sie gehören noch zu unseren Frauen in Washington, wenn Sie auch gerade im Begriffe sind, Ihren Posten im Ausland anzutreten. Ich glaube, unsere Hörer wüßten gerne, welche Eigenschaften nach Ihrer Ansicht eine Frau haben sollte, die die Vereinigten Staaten im Ausland vertritt.

Mrs. H.: Ich meine, sie sollte — aufs Geistige übertragen — ihre Fenster weit öffnen, um viele Ansichten zu verstehen. Und als Vertreterin der Menschen eines Landes in einem fremden Staate sollte sie sich bemühen, möglichst viel kennen zu lernen und Interesse und Liebe für alle menschlichen Wesen zu entwickeln. Sie sollte auch ihr eigenes Land gut kennen und imstande sein, Fragen jeder Art zu beantworten — von der Bodenbestellung im Mittleren Westen bis zur Organisierung gewisser Industrien und der Lebensführung der Menschen in Chicago oder Needles in Arizona; und ich sollte die ökonomischen und sozialen Zustände in Norwegen so genau kennen, daß ich die Amerikaner mit allem Neuen in Norwegen bekannt machen kann. Das heißt viel. Denn die Norweger gehören zu den fortschrittlichsten Völkern der Welt.

Mrs. R.: Welche Erlebnisse haben Sie in Ihrer Jugend am meisten beeinflußt?

Mrs. H.: Vor vielen, vielen Jahren besuchte ich eine Vorlesung, in der der Ausspruch fiel, daß Jane Addams die erste Bürgerin Amerikas sei. Das machte auf mich einen ungeheuren Eindruck und ich versuchte, alles über Jane Addams in Erfahrung zu bringen, was ich nur konnte. Das war schon an und für sich eine große Bereicherung. Aber, Mrs. Roosevelt, darf ich Sie etwas fragen: Wenn Sie eine Frau zu beraten hätten, die in Washington ein öffentliches Amt antreten soll, was würden Sie ihr als Wichtigstes mit auf den Weg geben?

Mrs. R.: Ich glaube, ich würde ihr folgendes sagen: Lassen Sie niemals Ihre Sache um Ihrer persönlichen Gefühle wegen Schaden leiden. Ich kenne viele Leute, die sich von der Sache, der sie sich am engsten verbunden glaubten, abgewandt haben, da man sie persönlich nicht genug anerkannte. Die welche in Washington ein öffentliches Amt bekleiden, dienen dem ganzen Volke. Diesen Dienst muß jeder persönliche Ehrgeiz, jedes Vorurteil untergeordnet werden.

Gertrud Baer.

Neues aus dem Kunstgewerbe

II.

Die Heimarbeit im Zürcher Oberland

Auf einer Bluestfahrt über die Höhen von Fischental und Sternenberg kam ich an Bauernheimen vorbei, aus denen der frische Takt von Handwebstühlen durch die ländliche Stille klang. Dies weckte mir Erinnerungen aus vergangenen Tagen. Das Lied vom alten Hausfleiß der Oberländer, wie es von Stutz und Schönenberger in Versen hinterlassen wurde, zog mir durch den Sinn und ich hielt unter einer schattigen Linde außerhalb des Dorfes bei dem einsamen Hof an, um zu fragen, wie es um die Heimarbeit unserer Bergbevölkerung stehe. Durch das Blumenfenster des wetterbraunen Schindelhauses sah ich eine Frau am Webstuhl werken. Von ihr erhielt ich die Auskunft:

„In einem halben Dutzend Bergdörfer wird Wolle und Leinen, Baumwolle und auch Bast für die Genossenschaft gewoben. Unser Pfarrer ist der Präsident. Unten im Tal werden die Stoffe zugeschnitten und genäht zu Trachten, Kleidern, Schürzen, Vorhängen, Tischtüchern, Taschen und viel anderem mehr. So unser 60 Leute machen da mit und Frau Bruhin in Bauma sorgt dafür, daß wir Aufträge haben. Dort holen wir die Zettel und bringen die fertigen Stoffe hin. Besuchen Sie die

Heimarbeitszentrale.

Sie werden bestimmt Freude haben an den schönen Sachen." Was diese Frau am Webstuhl so ruhig und zufrieden berichtete, klang nun doch verheißungsvoller, als die bewegte Klage, die Dr. Eschmann über den Rückgang der Handweberei in seinem Buche vom schönen Kanton Zürich schrieb.

Auf dem Abstieg in das Tößtal überlegte ich, daß eine gute Stunde Wartens auf die Zugsverbindung am besten mit einer Besichtigung des Oberländer-Heimatwerkes auszufüllen sei.

In Bauma war das Haus im gepflegten Garten beim Bahnhof rasch gefunden. Als ich den Zweck meines Besuches nannte, hieß mich eine rüstige Frau in einfach-kleidsamer Tracht willkommen. Sie führte mich zum reichhaltigen Lager von buntgemusterten Stoffen. In der Fergstube, die auch als Zuschneiderei dient, war reges Leben. Weberinnen und Näherinnen jeder Altersstufe kamen und gingen. Sie lieferten fertige Arbeit ab und nahmen den Lohn in Empfang. Ein wackerer Bauer war dabei, der drei Stunden weit her kam, um für seine Frau Zettel und Garn zum Weben zu holen. Auch Kundschaft erschien und wurde gewandt bedient.

Was ich hier alles sah, gab Kunde von einem zielbewußten und freudigen Arbeitsgeist, der kräftig am Werk ist, um der Bergbevölkerung Verdienst zu schaffen. Unvermerkt kamen wir ins Gespräch und ich erkundigte mich über die Einführung der neu erstandenen Handweberei. Frau Bruhin erzählte mir aus ihren Erfahrungen über den

Werdegang der Genossenschaft

folgendes: Die Heimarbeit liegt den Oberländern von alters her im Blute. Was die landwirtschaftlichen Kleinbetriebe einbringen, reicht auch bei einfacher Lebenshaltung nicht weit. Darum wandern viele Bergbauern ab. Die Fabriken im Tal, aus denen einzelne Familienglieder ihren bescheidenen Barlohn in den Haushalt brachten, stellten in Krisenzeiten den Betrieb ein oder arbeiteten verkürzt. Die Stickmaschinen, die einst mancherorts Verdienst ermöglichten, sind als altes Eisen verschwunden. Materielle und seelische Not, die sich einstellten, zwangen zum Suchen von neuen Erwerbsquellen. Was lag da näher, als die Fähigkeiten von Fabrikarbeiterinnen für die Handweberei wieder nutzbar zu machen. Wohl wurden auch andere Versuche unternommen mit Korbflechten, Holzwaren, Kellenschnitzen, Schafzucht u. a. m. Den dauerndsten Erfolg erreichte bisher das Handweben in Verbindung mit Näherei, wie sie hier in Bauma seit 1927 durchgeführt werden. —

Das Anlernen der Frauen, die hier mitarbeiten, ist methodisch einfach, praktisch. Ganz in den Anfangsstadien fand ein Webkurs statt. Jetzt aber wird jeder Heimarbeiterin einzeln richtig vorgezeigt, was zu tun ist. Mit wenig Theorie geht es von einfachen Aufträgen zu schwierigeren. Durch sorgfältige Kontrolle und, wo's not tut, durch Mithilfe wird die Arbeit gefördert und dabei auf exakte Ausführung auch im Kleinen gehalten. Vor allem soll den Frauen die Freude an der Arbeit weiter helfen. Dies und die Aussicht auf rechten Verdienst überwinden Hemmungen und Anfangsschwierigkeiten.

Ueber Herkunft und häusliche Verhältnisse der

Heimarbeiterinnen

erfuhr ich folgendes: Da sind Frauen und Töchter aus bäuerlichen Kreisen, die neben ihren landwirtschaftlichen Pflichten als Zwischen- oder Füllarbeit den Webstuhl handhaben. Sodann melden sich Fabrikarbeiterinnen, die aus familiären oder gesundheitlichen Gründen oder Altersrücksichten dem Handwebstuhl den Vorzug geben. Auch Frauen von Arbeitern werden beschäftigt, die mithelfen, die abgebauten Löhne auf ein bescheidenes Existenzminimum zu ergänzen; ebenso alleinstehende Frauen, die für Kinder sorgen.

Invalide, die vom normalen Arbeitsprozeß ausscheiden, jedoch für leichte Beschäftigung, wie Stricken oder Knüpfen sich gut eignen, finden hier Verwendung für ihr Können. Unsere Mitarbeiterinnen sind bestrebt, ihren Weg durchs Leben selbständig zu suchen und ziehen den Verdienst jeder Unterstützung vor. Die Folgen der Krise bringen es mit sich, daß mitunter Gemeindebehörden oder Pfarrämter Familien uns empfehlen, denen durch Arbeit geholfen werden muß. —

Meine Frage, wie der

Vertrieb der Erzeugnisse

gefördert werde, führte auf neue Gebiete. Die Qualität der Stoffe und der Näharbeit bringen stets neue Aufträge aus allen Kreisen. Durch Mitarbeit in den Trachtengruppen, wo Frauen und Töchter nach altem Brauch die hübschen Kleider selbst schneidern, gehen zahlreiche Bestellungen ein. Arbeitslehrerinnen und Haushaltungsschulen widmen unserer Sache viel Interesse und Behörden, Spitäler, Kirchgemeindehäuser zählen zu unserer bodenständigen Kundsame. Wir lieferten Vorhänge für die Sitzungszimmer im neuen Regierungsgebäude von Zürich. Die mit Wappen bestickten Leinen — Tischtücher, die als Preise auf den Gabentischen des Kantonal-Schützenfestes 1937 in Uster zu holen sind, stammen von der Heimarbeit in Bauma. Die Heimatspiele in Winterthur bestellten kürzlich 40 Trachten. Auch pflegen wir rege Beziehungen zum Schweizer Heimatwerk in Zürich und zum Heimarbeitsverband in Bern. Unter dem Patronat des Verkehrsvereins oder der Behörde wurden Ausstellungen in Gyrenbad bei Turbenthal, in Kyburg und Hinwil veranstaltet. Unser Betrieb ist anpassungsfähig und derart eingerichtet, daß auf alle Wünsche des Bestellers hinsichtlich Farbe und Material eingegangen werden kann. Dies ist besonders bei Ausstattungen erfreulich, weil so eine harmonische Einheit im Heim der Besteller zustande kommt.

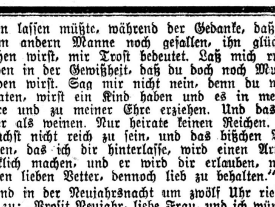
Zum Schluß wünschte ich zu erfahren, wie sich der Erfolg der Heimarbeit in den Familien auswirkt. Aus der Antwort war zu entnehmen, daß das gedeihliche Zusammenarbeiten aller am Werk Beteiligten Segen und Erfolg bringe. Der Verdienst schafft die Grundlage für ein gutes Einvernehmen mit den Heimarbeitern, die auch sonst noch Rat in mancherlei Lebensfragen holen. Die Pflege eines gesunden Hausfleißes bringt Ordnung und Frieden in Heim und Familien.

Rasch war die Zeit verstrichen. Ich dankte für die freundliche Aufnahme und verabschiedete mich. Auf der Heimfahrt faßte ich die Eindrücke des sonnigen Tages zu einem Strauß bunter Erinnerungen vom Hörnli, von Sternenberg und von dem Heimatwerk in Bauma zusammen und freue mich, wenn diese Zeilen in Frauenkreisen erneut zeigen, wie nach allen Ueberlieferungen die Heimarbeit neue Wege findet und daß die Hilfe durch Beschäftigung und Verdienst für ein schaffensfreudiges, gesundes Volk das beste Mittel zum Durchhalten über schwere Zeiten ist und bleibt.

Die — endlich — neuen Rechte der Französin

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die französischen Frauen — auch etwas an sich heute so Selbstverständliches mußte hart errungen werden — durum kämpften, veraltete Bestimmungen im Gesetz auszumerzen. Unter „ein Geschenk der Blum-Regierung an die französische Frau" meldet nun der „Bund":

„Die Blum-Regierung hat vor ihrem Rücktritt rasch noch eine soeben im „Amtlichen Anzeiger" erschienene Verordnung erlassen, die einem lange bekämpften Unrecht in der Rechtsstellung der verheirateten Französin ein Ende macht. Die verheiratete Frau konnte nämlich bis dahin ohne die ausdrückliche Erlaubnis ihres Mannes weder einen Paß erhalten, noch besaß sie das Recht, ein eigenes Bank- oder Sparkassenkonto zu besitzen. So hätte sich die frühere Unterstaatssekretärin Frau Joliot-Curie ohne die schriftliche Erlaubnis ihres damals in Polen weilenden Mannes nicht zu einer Vortragsreise nach Amerika begeben können, obwohl sie in ihrer Eigenschaft als Unterstaatssekretärin die Vorgesetzte ihres Gatten war."



Henriette Venedey

Der Verein „Guter Schriften", Basel, gibt das Lebensbild einer tapferen Badenserin heraus, die aus ihrem friedlichen, häuslichen Walten aufgeschreckt, in die leidenschaftlichen Kämpfe der Achtundvierziger-Revolution verwickelt, die Gefängnishaft mit ihrem ersten Gatten und die Emigration in Zürich mit ihrem zweiten Lebensgefährten teilte. Biedermeierlich und idyllisch setzen die Erinnerungen Henriette Venedeys ein. Erste große Liebe zu einem Grafensohn, Hofball, Schwur der ewigen Treue, — unmittelbar darauf vernünftige Verlobung mit dem demokratischen Gustav Obermüller. Zwölf Jahre später steht Henriette vor dem Amtsrichter von Durlach. Man lebt nicht ungestraft für Freiheit. Die hübsche, junge Frau wird verhört: „Sie sind des Hochverrates angeklagt. Sie sollen Soldaten zum Treubruch verleitet haben. Sie sollen auf eine rote Fahne die Worte ‚Sieg oder Tod!' gestickt haben. Sie sollen eine goldene Guillotine an der Uhrenkette getragen haben. Sie sollen gegen die Preußen gekämpft haben, sollen Freischärler in das Haus des Herrn R. geschickt haben, damit sie dort plünderten. Sie sollen die Bauernfrauen gegen den Großherzog aufgewiegelt und endlich zerstoßenes Glas in die Charpie für die preußischen Verwundeten getan haben." Nichts ist der Madame Obermüller lieber, denn jetzt kommt sie ins Gefängnis zu ihrem Mann. Wir können uns nicht versagen, einige Bilder aus der Haft hier abzudrucken und zugleich für das wohlgelungene Heft „Guter Schriften" (Basel) zu werben.

„Ich schrieb an den Amtmann, man möge mir die Zelle neben derjenigen Gustavs zuweisen. Und nachdem dessen Verhör geschlossen war, wurde meiner Bitte auch entsprochen. Ich ließ mir eine Kiste Zigarren kommen und legte jedem Gefangenen des Morgens eine Zigarre durch das Fensterchen in die Zelle hinein. Ich ließ Lichter kommen und gab auch davon den übrigen Gefangenen. Ein preußischer Soldat besorgte mir das ums Geld, ein anderer aber aus Sympathie für die Gefangenen. Nach und nach boten sich viele an, mir Briefe usw. zu besorgen. Sie wollten gefällig gegen mich sein. Gustav schrieb mir wohl zehnmal des Tages. Endlich bekam ich Feder und Papier, endlich Bücher, endlich Arbeit.

So kam mein zweites und letztes Verhör, und die Akten gingen noch vor Neujahr 1850 an das Hofgericht. Weihnachten brachten wir im Gefängnis zu. Ich hatte für alle, auch für die Gefangenen, eine kleine Arbeit gemacht. Meine gute Mutter besuchte mich, mein Advokat kam und bot eine Kaution für mich an. Ich aber war glücklich hier im Gefängnis, wo ich jede Minute Gutes tun konnte mit so geringen Mitteln: hier ein freundliches Wort, dort ein bißchen Licht, hier Papier und Bleistift, da eine Zigarre, dort einen Apfel. Fast hatte ich in meiner Zelle ein kleines Postamt: ich hatte neben der Ofenröhre den Mörtel weggekratzt, so daß man neben dem Ofen einen Brief hindurchstecken konnte. Und hier schoben nun alle Gefangenen ihre Briefe durch, die ich einem mir ergebenen Unteroffizier gab, der sie dann zur Post brachte. So wurde mir das Leben im Gefängnis immer lieber."

„Am Neujahrstage war ich noch im Gefängnis. Es war ein recht kalter Tag, und der bleiche, schon bejahrte Hauptmann Weibig fror sehr und schien von Hause aus verwöhnt zu sein. Gustav, der sehr abgehärtet war, lieh ihm seine warmen Pantoffeln. Am Abend aber feierten wir ein großes Fest. Der Gefangenenwärter und drei bis vier Gefangene wurden zu den sogenannten Söhlingern — so benannt nach ihrem Heimatort — eingeladen, die von ihren Angehörigen Schwartenmagen geschickt bekommen hatten. Der Boden ihrer Zelle wurde zum Sitzplatz, und auf der Bank der Zelle wurden die Kartoffeln zum Salat geschnitten und der Schwartenmagen verteilt. Ich selbst saß auf der Bank, aß ein bißchen mit und braute den von mir gebrachten Punsch, für den wir aber nur zwei Gläser hatten. Wir tranken auf das Wohl der Gefangenen, auf das Wohl der Republik und sangen das sogenannte Heckerlied. Der Wärter und ein preußischer Soldat, den wir heraufgeholt hatten, tranken und sangen mit und blieben mit den Gefangenen bis um ein Uhr beisammen. Von dem ganzen Fest hat niemand etwas erfahren.

So verging mir die Zeit eigentlich nur zu schnell, und obwohl ich es früher für unmöglich gehalten hätte, Weihnachten und Neujahr in einem Gefängnis zu verbringen, wäre ich gerne noch länger geblieben. Wenige Tage nach Neujahr trat ein junges Offizierchen zu mir in die Zelle und bat um die Erlaubnis, mein Bild zeichnen zu dürfen, was ich mir energisch verbat. Darauf bat er mich, wenigstens meine Zelle zeichnen zu dürfen, was ich ihm nicht verweigern konnte. Er zeichnete und schrieb die verschiedenen Verse ab, die an der Wand standen, tat sehr demokratisch, war sehr scheu und empfahl sich, wahrscheinlich sehr enttäuscht."

Gustav Obermüller, keine starke Konstitution, siechte nach der Freilassung dahin und starb 1852. Rührend ist der Bericht seiner Frau: Kurz vor Weihnachten 1852 hatte ich mir ein Kleid schwarz färben lassen: ohne allen Grund, einzig deswegen, weil das betreffende Kleid sich am besten schwarz färben ließ. Ich probierte es an und stellte mich vor den Ankleidespiegel. Gustav lag im gleichen Zimmer zu Bett, rief mich zu sich und sagte: „Wie glücklich bin ich, daß du noch so schön und jung bist. Wie schrecklich wäre der Gedanke, wenn ich dich alt und häßlich allein lassen müßte, während der Gedanke, daß du einem andern Manne noch gefallen, ihn glücklich machen wirst, mir Trost bedeutet. Laß mich ruhig sterben in der Gewißheit, daß du doch noch Mutter werden wirst. Sag mir nicht nein, denn du wirst heiraten, wirst ein Kind haben und es in meiner Lehre und zu meiner Ehre erziehen. Und das ist besser als weinen. Nur heirate keinen Reichen. Du brauchst nicht reich zu sein, und das bißchen Vermögen, das ich dir hinterlasse, wird einen Armen glücklich machen, und er wird dir erlauben, mich, deinen lieben Vetter, dennoch lieb zu behalten."

Und in der Neujahrsnacht um zwölf Uhr rief er mir zu: „Prosit Neujahr, liebe Frau, und ich wünsche dir einen gesunden Mann und daß du recht glücklich werden mögest!" — Von da an schlief er fast immer Tag und Nacht bis zum 14. Januar, wo er sanft einschlief, um nicht wieder zu erwachen.

Als Gustav beerdigt werden sollte, gingen sechs bis acht Gendarmen hinter dem Sarge her, die alle aufschrieben, die an dem Leichenzug teilnahmen. Und auf dem Friedhof guckten die Gendarmen erst in die gemauerte Gruft, um zu sehen, ob keine republikanischen Leichen — so sagten sie — darinnen seien. Auch der Sargdeckel mußte zu dieser letzten Probe aufgedeckt werden. Aber trotz allem war der Kirchhof und die Kapelle so voller Menschen, daß viele auf der Mauer und den Bäumen saßen. Der Pfarrer hielt seine Leichenrede und schloß: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet."

Getreu seinem Wunsche heiratet die Witwe einen Gesinnungsfreund Obermüllers — Jakob Venedey, der als Professor kurze Zeit in Zürich wirkte. Auch in der zweiten Ehe ging es nicht ohne dramatische Peripetien ab, denen diese wahrhaft tapfere Frau gewachsen war. Ihre Erinnerungen lesen sich wie ein Roman.

Literarische Seite

„Buch einer Kindheit"

Von Wilhelm Hausenstein. 264 Textseiten. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Man kann diese Erzählungen nicht ohne weiteres einreihen, sie haben auf einen eigenen Platz Anspruch. Von einem raschen Gefälle oder Ansteigen der Handlung darf man beispielsweise wohl bei der Geschichte „Die Kanzelstiege" und bei dem „Traum vom Zwerg" reden, daß aber die Geschichte auch ohne anhaltende Spannung der Handlung, nur von ihrem eigenen Herzensreichtum gespeist, der Anteilnahme ihrer Leser sicher sind, kann man ihnen als einen seltenen Vorzug nachrühmen. Gegen Spannung an sich soll nichts eingewendet werden, doch wird anzunehmen sein, daß nur Erzählungen von Rang sich unabhängig von Spannung zu erhalten vermögen.

Zu dieser besonderen Gattung zählt „Evviva Garibaldi", eine Geschichte voll Erinnerungskraft und einbringlicher Besonderheiten. Diese späterwachte und sich entfaltende Erzählungskunst kann gar nicht genug gepriesen werden. Die Wurzel aber hält nicht nur locker da und dort an einer wohlgeglückten Zufallsstimmung fest: sie verwächst aus einer religiösen Moral, aus einem frommen, den Kindheitserinnerungen dankerfüllten verbundenen Herzen. So liest man auf der zweitletzten Seite der Geschichte den ungewöhnlichen Satz: „ob meine Straße zum Guten oder Unguten geführt haben wird: wie sollte ich selber darüber urteilen können? Eines Tages, ob bald, ob spät, wird sich's gewiesen haben: durch den Mund eines Gerichts, daß unsere Schuld und Unschuld, unsere Bluttat und Bosheit gar nicht zu ermessende Strenge auch dort noch findet, wo wir selbst schon aufgehört oder vielmehr gar nie begonnen haben, von uns etwas zu wissen. Daß aber der Großvater ein rechtes Leben geführt, daß die Großmutter ihn vollends in dem Guten bestärkt habe, daß er von seiner Natur her trotz allen Jähzorns fähig war bis zur nicht mehr geheischten Selbstentäuschung einer allzu bereiten Gutwilligkeit — soviel ist mir vor Gott und den Menschen und dem innersten Gefühl der eigenen Brust gewiß." Dem letzten Abschnitt der Geschichte gehört in ein und derselben Gesinnung (wie sollte dem anders sein können), nachfolgende Schilderung zu: „Ich reite und reite, das Wasser droht Roß und Reiter wegzuspülen, da ruft der alte Knecht, es ist der Severin: „umdrehen, Bühle, heim — ich muß den Herrn jetzt mit Franzbranntwein einreiben." Da ist wahrlich nur zu gehorchen. Aber gemächlich — denn die Pferde sollen nach Feierabend nicht mehr eilern — geht es den Berg hinauf bis zu dem alten Fachwerkhaus, das die Scheune und Ställe birgt. Die Kühe brüllen uns aus dem Unterstall entgegen, nicht unbehaglich, diese bald, dann jene; wir kennen die Stimmen. Jetzt aber abgesessen: der alte Severin hält mir die gefalteten Hände als Steigbügel hin. Er faltet sie so schön, wie er sie zum Beten faltet. Die Hände mit den schwarzen Furchen und Nägeln, die rauhen und rissigen, mit denen er am Sonntagmorgen der alten Anna, seiner Frau, die gestärkte weiße Halsschleife zur Krawatte schlingt und knüpft. Nun trottet er ein wenig rascher, ein wenig höriger als sonst, davon, die Stiefel auszuziehen, in Strümpfen droben einzutreten und den Herrn mit Franzbranntwein einzureiben. Daß er dem Herrn dazu die Beine und den Rücken entblößen müsse — natürliche Ehrfurcht wird mir nie erlauben, dies vorzustellen. Doch weiß ich im Stillen, ein guter Diener — ein guter Herr." Hier schließt das Werk des dichterischen Selbstbiographen, und wie Ludwig Richter und andere liebenswerte Maler seiner Zeit ein verehrungswürdiges Bild uns vor Augen geführt, so begegnet uns Wilhelm Hausenstein und wir freuen uns aus ganzer Seele, weiter berichten zu dürfen, daß er uns mit seiner, das Gemüt erhebenden und veredelnden Erzählungskunst begegnet ist und werden gewiß gerne wo Ordnung zu erhalten und neu zu befestigen ist (etwa allzu modern geratenen, jungen Eheleuten), sofern sie noch Verebrung der echten Poesie entgegenbringen, das Buch zur rechten Stunde bescheren.

Regina Ullmann.

Jolán Földes: Die Straße der fischenden Katze

Roman. Aus dem Ungarischen übertragen von Stefan J. Klein. Verlag Allert de Lange, Amsterdam. The street of the fishing cat.

Ein Roman in zwei Uebersetzungen — zwei ganz verschiedene Bücher! Noch nie sind mir die Verantwortung des Uebersetzers und seine sehr schwere Aufgabe so klar geworden. Die englische Ausgabe ist mir zuerst in den Schoß gefallen. Sie hat mich bewegt, ergriffen, gefesselt. Wäre mir dieser ungarische Roman in seiner deutschen Uebertragung zuerst begegnet, ich hätte ihn vielleicht kaum zu Ende gelesen. Einfach, klar und schlicht strömt die Erzählung aus der englischen Feder, der englische Humor setzt lächelnde, verröhnende Lichter auf tragisches Geschehen. Der Roman hat Atmosphäre. Der deutschen Uebersetzung polternder Ton läßt keine solche aufkommen (es dürfte sich vielmehr um eine österreichische handeln, verschiedenen Worten und Wendungen nach zu schließen). Ein einziges kleines Beispiel sei angeführt, ohne daß auf die vielen stilistischen und grammatikalischen Unmöglichkeiten näher eingetreten werde. Ein Mannequin, eine junge, elegante Dame aus vornehmer alter Wiener Familie, nennt ihre eben eingetretene jüngere Kollegin mit gutmütigem Spott: she is a baby. Die „Probiermamsell" in der deutschen Auffassung betitelt sie kurzerhand: „Roßnase"! Und muß eine „Bar" in einem kleinen Pariser Hotel unbedingt mit „Schwemme" übersetzt werden? Und wirkt es nicht sehr störend, wenn die Begriffe „heimisch" und heimelig" dauernd verwechselt werden? Vielleicht, — ich weiß es nicht — gelingt es der französischen Uebertragung am besten, Pariser Luft und Duft heraufzubeschwören, jene zauberhafte, gedämpfte Atmosphäre am Seine-Ufer, am Quai de la rive gauche, der Ile St-Louis. Dieser Roman einer ungarischen Schriftstellerin ist mit dem internationalen Literaturpreis gekrönt und in alle modernen Sprachen übertragen worden.

Unsere Aufmerksamkeit wird durch das ganze Buch von der Familie des ungarischen Emigranten Barabás angezogen, der eigentliche Brennpunkt ist die Tochter Anna. Menschen, Menschenschicksale, — das Buch kann sie kaum fassen, fast sprengen sie den Rahmen! Die Natur in ihren Beziehungen zum Menschen und zum menschlichen Schicksal, als Hintergrund oder farbige Untermalung, kennt die Schriftstellerin nicht. Sie widmet ihre Feder fast ausschließlich dem Menschen. Mit ganz wenigen, aber treffenden Worten beschreibt sie die „Straße der fischenden Katze", jene kurze enge Gasse zwischen hohen Häusern, wie sie jede Großstadt kennt. Südamerika, Budapest, die beide im Leben der Familie Barabás eine Rolle spielen, bleiben Schemen.

Meisterhaft ist die Schriftstellerin in der Darstellung armer Emigrantenkreise. Darin liegt ihre Stärke, eine Stärke, die, scheint uns, eigenem Erleben entspringen muß. In der engen „Rue du chat qui pêche" in einem finstern kleinen Hotel drängen sich die Menschen aller Herren Länder zusammen. Arme Geschöpfe, die das Vaterland nicht länger behalten konnte. Arbeitslosigkeit und Politik, Politik und Arbeitslosigkeit, Revolutionen, die aufsteigen, Revolutionen, die geschlagen sind, jede Welle wirft neue Opfer an den Strand. Die Weltgeschichte zieht draußen vorbei, in der Ferne, sie wird heftig diskutiert an den Tischen der Bars, der kleinen Bistro, und bald tauchen auch schon die ersten Flüchtlinge einer geschlagenen Partei auf. Das kleine Pariser Hotel, die Bar sind Stimmungsbarometer für die politischen Zustände im weiten Europa. Endlose Diskussionen entspinnen sich, ohne großes Resultat, einer redet am andern vorbei. Aber das Reden tut gut. Es bildet den Lebensinhalt mancher dieser Abseitsgeworfenen. Der Sozialist aus Litauen und der Bankier und Kapitalist aus Rußland sind sich in warmer Freundschaft zugetan. Dazu gesellt sich der spanische Anarchist, der aus Kleinasien vertriebene Grieche, der algerische Arbeiter und es taucht ein russischer Aristokrat auf, der von einem russischen Mechaniker gehalten und erhalten wird. Sehr feine, sehr tragische Streiflichter fallen auf die Enttäuschungen, die Bitternisse der Entwurzelten, die, Opfer eines Wahnes, uneingestandenermaßen sich oft an den ausgehöhlten Begriffen und Phrasen ihrer Ideologie halten und sich so vor dem innern Zusammenbruch retten.

Die ungarische Familie, der es gelingt, durch harte Arbeit sich eine erträgliche Situation zu erringen, und die durch ihren relativen Wohlstand und ihre politische Unabhängigkeit (sie gehört nicht zu den politischen Flüchtlingen, sie kann heimziehen, sobald Luft und Geld dazu da sind) bald zu den Aristokraten unter ihren Leidensgenossen gehört, sie wird zum Mittelpunkt, zur heimischen Stätte aller seltsamen Käuze. Mit ihrem Schicksal verknüpfen sich die Geschicke der Fremden. Langsam, gefördert und gehemmt durch mancherlei Erlebnisse, vollzieht sich der Prozeß der Nationalisierung der Kinder. Aber wenn auch die drei ihr Leben ganz unter Frankreichs Trikolore aufbauen werden, — die Heimatlosigkeit, das Heimweh, die Unrast, der Wandertrieb bleiben das quälende Leitmotiv im Dasein der fremden Familie.

So fesselnd die Entwicklung der ungarischen Kinder, das Schicksal der Familie geschildert sind, nicht dieser Teil ist der beste des Romans. Es gibt tote Stellen, wie die Reise nach Südamerika, es gibt auch Weitschweifigkeiten. Das menschlich Packende, das Rührende, ja das Beschämende liegt in der unveräußerlichen Darstellung der Emigrantenexistenzen. Wir erleben die Weltgeschichte aus der Perspektive dieser zerstörten Leben und unser Herz wird ergriffen von Grauen und Staunen — so fährt das Rad der Geschichte über Gerechte und Ungerechte — was können wir dafür, daß es uns noch nicht zermalmt hat?

M. B.-U

Neil M. Gunn: Das verlorene Leben

Aus dem Englischen übersetzt von F. Lennox. Albert Langen-Georg Müller Verlag München. (Der Titel der englischen Originalausgabe lautet Butcher's Broom.)

Neil M. Gunn's Heimat ist die äußerste Nordostküste Schottlands, wo er als Sohn eines Fischers aufwuchs. Später wurde er Beamter des Zoll- und Steueramtes. Seitdem er nicht mehr in der freien Natur leben kann, ist sein Drang zum Schreiben immer stärker geworden. So entstanden eine stattliche Anzahl von Erzählungen, Novellen, Romanen, Bühnenstücken und Hörspielen. Sein Roman „Das verlorene Leben" erscheint nun als erstes seiner Bücher in Deutschland.

Das Buch nennt sich Roman, und doch greift es weit über den üblichen Begriff dieses Wortes hinaus, indem nicht nur der Ausschnitt einzelner Menschenschicksale gebracht wird, sondern der Lebensinhalt eines ganzen Volkes. Um uns das Schicksal dieser Abkömmlinge eines alten, ruhmreichen Volkes lebendig nahezubringen, greift der Dichter zur üblichen Romanform, d. h. er verflicht das Leben einzelner mit dem schweren Geschehen, das diesem armen Volk widerfährt, das trotz seiner äußern Armut, im Aithergebrachten wurzelnd, ein erfülltes Dasein fristet. Mit unerbittlicher Festigkeit führt uns der Dichter den Fluch der so hoch gepriesenen Zivilisation vor Augen, diesen sogenannten Fortschritt, der auf Kosten der Seelenwerte die Rentabilität eines Landes vergrößert. Zu diesem Zweck werden hier die Menschen in grausamster Weise von ihrer Scholle verjagt, damit das Land besser ausgenützt werden könne und dadurch der allgemeine Wohlstand sich hebe. Die erschütternde Tragik des Buches wird durch die große Lebenskraft und die starke Liebe eineriseits vertieft, anderseits aber gemildert durch das sieghafte Weiterbestehen der seelischen Werte. In unserer utilisatorischen Zeit, wo alles sich den materiellen Gütern zuwendet, ist dieses Werk sicherlich für die meisten Leser eine ergreifende Mahnung, die Seele nicht im Strom der Zeit untergehen zu lassen.

W. v. P.

Marie Gevers: Die Deichgräfin

Roman. Aus dem Französischen übertragen. L. Staackmann, Leipzig, 1936.

Susanne Briat, ihres Vaters, des Deichgewaltigen im Stromland der Schelde, echte Tochter, die früh mittellos ihm von Kind an zur Hand geht und vertraut ist mit allen Einzelheiten seines verantwortungsvollen Amtes, wird nach seinem Tode zur Deichgräfin, zu seiner Nachfolgerin, gewählt. Denn niemand außer ihr ist so verwachsen mit der Stromlandschaft, keiner verfügt über so zuverlässige Sachkenntnis. Und doch hat das Schicksal noch ein anderes Glück für sie, dem sich ihr natürlich empfindendes Herz auch öffnet: einen Mann, der die gleiche Liebe zur flämischen Heimat hegt wie sie, der sich im Gebiet der Schelde, wo der Weidenbau für die Korbflechterei betrieben wird, seßhaft gemacht hat. Aber, fragt sie, ihr Land, seine Deiche, sein Himmel, sein Strom? „Mein Herz der Schelde" — wird sie dem allem untreu durch ihre Ehe? Als sie die Stunde der Mutterschaft herannahen fühlt, begibt sie sich zur geweihten Kirche der Jungfrau von Luyneghem und taucht wie vor Jahresfrist, da sie um den Gatten bat, ihre Hand in das sprudelnde Wasser, das nie gefriert. „Gegrüßt seist Du, Maria. Heilige Jungfrau Maria, mach, daß ich auch weiterhin alle Dinge hier liebe: den Morgen und den Abend, Frühling und Sommer, den Winter und den Herbst. Daß mir immer die Schelde lieber ist als das Kino, und die Spaziergänge auf dem Deich lieber als Autofahren. Und ich verspreche Dir, daß ich jedes Jahr zu dieser Zeit wiederkomme und Dich bitte, mir diese Gnade auch weiterhin zu gewähren." Eine einfache Geschichte, die uns die flämische Dichterin in ihrer sicheren, ruhigen Art erzählt, von einfachen Menschen, die noch ganz in und mit ihrer Landschaft leben. Es tut einem gut, sie zu lesen, so gut, als wenn man mit diesem Naturkind, diesem tapferen, aufrechten, herzhaften Menschen, der kleinen Susanne, den Weg mit ginge über ihren Deich, gekräftigt von dem Hauch ihres Windes, ihres Wassers und ihrer Wiesen und dem reinen Odem, der aus der Brust dieses jungen und starken Menschenkindes weht.

Elisabeth Hahn.

Ellen Soeding: Sibylle

Geschichten um Vater und Tochter. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin 1936.

In vier großen Abschnitten „das Wort — die Reise — das Opfer — die Flucht", deren Ueberschriften jede ein eingreifendes Geschehnis im Leben ihrer Heldin bedeutet, erzählt uns die Verfasserin von dem Sturm und Drang einer Mädcheninsel, dem heftigen Kampf, in dem sich ein tapferes Herz zur Wehr setzt gegen die einengenden und einebnenden Mächte der Umgebung. Bundesgenosse und heißgeliebtes Vorbild zugleich ist in diesem Kampf der Vater, dessen Persönlichkeit Sibylles Werdezeit beherrscht, dem sie auch, wo er menschlich versagt, tiefer verfangen in die Netze weltlicher Klugheit als die leidenschaftliche junge Tochter, die Treue hält bis zum Ende. Denn diesen Vater verliert sie sehr bald: er stirbt den Soldatentod auf einem der Schlachtfelder des Weltkrieges. Inzwischen aber ist die Tochter, gereift an den Kämpfen und an der Stunde des Abschieds, die ihr den Vater noch näher bringt als die Jahre zuvor, zum selbständigen Menschen erstarkt. Ihr Ungestüm hat sich durchgerungen zur ruhigen Behauptung des eigenen Wesens ohne Trotz. Jetzt vermag sie den notwendigen Widerstand gegen eine ihr fremde Welt aufzubringen ohne Mutter und Schwester, die auf der anderen Seite stehen, durch Auflehnung zu reizen, vermag dem väterlichen Erbteil in sich, das sie nun als Vermächtnis fühlt, zum Leben zu verhelfen ohne Feindschaft und ohne Flucht. Neben der Ausdrucksfähigkeit für unausgesprochene Dinge und einem für seelische Konflikte feingeschärften Blick ist der Verfasserin für ihr Erstlingswerk die Eigenheit nachzurühmen, mit der sie an die — Uneingeweihten meist so ungereimt erscheinenden — Nöte und Wunderlichkeiten der Wachstumsjahre herantritt und ihren oft scheu verborgenen Gründen behutsam nachgeht.

Ein beachtenswerter Beitrag für Psychologie des Uebergangsalters, doch das sozusagen nur nebenbei. In der Hauptsache: eine Verteidigung und ein offenes Bekenntnis zum Recht des Herzens gegenüber der Stumpfheit, der Förmlichkeit und der Halbheit einer dem Schein huldigenden, zu unrecht sich erzieherisch gebärdenden Lebenshaltung.

Elisabeth Hahn.

Kinderbücher in Mundart

Gegen Ende letzten Jahres haben wir im Frauenblatt Kenntnis genommen von einem kleinen Sammelwerk der Mundart-Poesie „Chomm mit, mer wend is freue", herausgegeben von Hans Hilty, im Verlag der Fehrschen Buchhandlung, St. Gallen. Gespräche und kleine Geschichten, namentlich aber eine Fülle von Sprüchen und Gedichten in reiner St. Galler Mundart, begleitet von reizvollen Scherenschnitten, sind in diesem Band vereinigt. Der Herausgeber, dem die vernünftige Pflege lebendiger Mundart (im Gegensatz zu einer neuen, von politisch überhitzter Seite proklamierten Dialekt-Bewegung!) seit langem am Herzen liegt, will mit dieser Sammlung der Lehrerschaft und dem Elternhaus ein Hilfsmittel in die Hand geben, um das natürliche Sprachgefühl der Kinder zu pflegen und ihr Vertrauen zur mundartlichen Redeweise zu stärken. Als Lehrmittel kann ein Mundartbuch naturgemäß nur dem lokal begrenzten Kreise dienen, dem die mundartliche Färbung der gesammelten Beiträge entspricht. Als freundliches Hausbuch aber, als Beispiel bodenständiger Mundart-Literatur, verdient das vorliegende Bändchen Verbreitung in der ganzen deutschen Schweiz. Seine beste Wirkung wird es erreichen, wenn es Mütter und Erzieher jeden schweizerischen Sprachgebietes anregt und ermutigt, mit ihren Kindern ihrer angestammten Mundart sich zu freuen und sie liebevoll und rein zu gebrauchen.

Die eben genannte Sammlung kann durch die Fülle ihrer Beiträge, die von 2 Dutzend Mitarbeitern stammt, einen weiten Ueberblick, einen Reichtum persönlicher Einfälle und Prägungen bieten; naturgemäß mangelt sie dafür der Geschlossenheit. Diesen Vorzug gewährt in erster Linie das kleinere, neu erschienene Mundartbüchlein von Frieda Hilty-Gröbli: „Onderem Freudeberg, Vers und Gschichtli i Sanggaller Mundart". (Es ist dies der erweiterte Sonderdruck der Beiträge, welche die Verfasserin dem vorigen Band beisteuerte.)

Schlicht, rein, heiter, voll Vertrauen auf göttliche Güte, voll inniger Freude an jeglicher Schönheit erlebt hier eine Mutter mit ihren Kindern den häuslichen Alltag, die umgebende Natur, den Kreislauf der Jahreszeiten und ihrer Feste. Ob das Bülchen staunend vor dem Riesenausmaß der selbstgepflanzten Sonnenblume steht, ob die Kinder den vorbeifliegenden Hepwelin oder die heimkehrenden Geißen grüßen, ob sie auf der „Gigampfi" oder auf der „Rütischuel" fahren, ob der Chlaus poltert und droht oder die heilige Weihnacht auf die Erde herabsinkt, stets findet das einmalige Erlebnis — sei es in den ehrlichen Wendungen der Muttersprache, sei es in den feinfühligen Umrissen der entzückenden Scherenschnitte — den gültigen Ausdruck und die Eindringlichkeit, die dem echten Kunstwerk eigen sind. Man spürt an diesem bescheidenen, starken Büchlein, daß es von einer Mutter verfaßt ist, die alle Kraft einer außergewöhnlichen Begabung und alle Innigkeit ihrer Mutterliebe gesammelt zum Ausdruck bringt. In seltener Harmonie tritt dies zutage, als wahrhaft beglückendes Erlebnis.

Der günstige Eindruck, den wir durch die beiden genannten Publikationen von st. gallischer Mundartpflege gewinnen, wird gemehrt durch ein drittes Bändchen, das kürzlich bei der Fehr'schen Buchhandlung in St. Gallen erschien: „E Frühligsspiil vo Blueme und Sonnestrahle" von Klara Müller (Lieder von Max Haefelin).

In ihrem Suchen nach Belebung des Unterrichts, die Freude der Kinder an persönlicher Darstellung fördernd, ist die Lehrerin Klara Müller zur Verfassung ihres Frühlingsspiels in St. Galler Mundart gekommen. Sonnenmutter und Sonnenstrahlen, Nebel und Nebelfrauen, allerlei Frühlingsblumen, Schmetterlinge und Regentropfen sind die handelnden „Personen" in diesem wohltuend frischen, kindertümlichen Theaterstück. Durch die Gegenüberstellung von Nebel und Sonne mit ihren Trabanten wird eine dramatische Spannung erzielt, der Kampf zwischen Licht und Dunkel ausgetragen; durch das Erwecken der Erdenmutter und ihrer Blumenkinder zum Frühling wird der Sieg des Guten über das Böse gefeiert — doch rein symbolisch, ohne moralische Anspielungen und ohne Sentimentalität. Der einfache, naheliegende Entwurf ist durch Gestaltungsvermögen, Phantasie und Humor der Verfasserin vorzüglich ausgewertet und den kindlichen Darstellungsmitteln angepaßt worden. Ganz besondere Vertrautheit mit der Kindesseele und eine tiefe Verwurzelung in der heimatlichen Mundart sind wohl selbstverständliche Voraussetzungen eines solch gelungenen Werkchens. Das Frühlingsspiel, aus der Schule hervorgegangen, ist in erster Linie auch für die Schule, die Aufführung einer Primarschulklasse gedacht. Es kann aber nicht nur als Ganzes, mit mehr oder weniger Kostümierung, aufgeführt werden, sondern es können auch einzelne Bilder für sich dargestellt oder Teile daraus mit verteilten Rollen gelesen oder aufgesagt werden. Die lebendige, anschauliche Sprache des Textes ist durch Chorlieder der Sonnenstrahlen, Regentropfen, Blumenkinder und Sommervögel unterbrochen. Diese Lieder sind von Max Haefelin in vorzüglicher Einfühlung einstimmig komponiert und vervollständigen bei aller Einfachheit die Charakterisierung der Gestalten-Gruppen. Eine ganz spezielle Bereicherung könnte das Spiel durch rhythmische Ausgestaltung erfahren. Durch seine gedruckte Fassung sowohl, wie auch durch die Abwandlungsmöglichkeiten, die es bietet, ist dieses Frühlingsspiel — wie Zweifel berufen, die muttersprachliche Uebung der Jugend mit Spannung und Freude zu erfüllen.

J. B.-M.

Vorlesung von Lina Schips-Lienert

hf. Im Lyceumclub Zürich machte dieser Tage Frau Lina Schips-Lienert eine zahlreiche Zuhörerschaft mit ihrem neuesten literarischen Werk bekannt. „Welt um Gertrud" ist dessen Titel, und als Idee liegt ihm die Mischehe zwischen katholischen und protestantischen Ehegatten zugrunde. Die Handlung, die sich durch Generationen fortsetzt, beginnt um 1840, also noch vor dem konfessionell bedingten Sonderbundskrieg und vor der Verankerung der Glaubens- und Gewissensfreiheit in der schweizerischen Bundesverfassung von 1848. Die breit angelegte epische Erzählung ist zur Hauptsache in ein Beradorf verlegt, wo die konfessionellen Gegensätze jener Zeit des Beginnes der Erzählung sich noch schärfer auswirken mochten als in den Städten.

Nach einer das Werk in seinen wichtigsten Teilen erläuternden Einführung durch die Autorin selbst las Frau Abuli Kaestlin-Burjam in guter Einfühlung und angepaßter, gesteigerter Vortragsweise aus den ersten Kapiteln vor. Eindrucksvolle Szenen versetzten die Zuhörer in lautlose Aufmerksamkeit: die Aussprache des jungen Brautpaares mit dem Priester über die Sponsalien, denen die beiden sich mit der katholischen Eheschließung zu unterziehen hatten, weist schon auf die Konflikte hin, die diese Ehe des jungen Malermeisters Firn mit der protestantischen Gertrud Erlinger überschatten werden, weil Gertrud eine „Andersgläubige" ist, und man sah sie, als hätte man Ankers „Hochzeit" vor Augen, mit banger und dann doch fester Hand die Eheurkunde unterschreiben. — Schon die schlichte Hochzeitsfeier läßt Gertrud fühlen, daß sie eine „Fremde" — wenngleich eine Schweizerin — in diesem Bergdorf ist, und noch tiefer erweist sich die Kluft der Anschauungen zwischen der Welt ihres Herkommens und der ihres neuen Daseins, als ihr kaum geborenes Söhnchen schon begraben werden sollte. Seelisch groß und stark ersteht da die Mutter Gertruds, die nach ihrem Glauben auch das ungetauft verstorbene Kind der Erde in Feierlichkeit übergeben will und selbst zur Priesterin an dem toten kleinen Engel wird.

Die Sprache, der sich Lina Schips bedient, ist dem schlichten Denken ihrer Gestalten angepaßt und entbehrt nicht poetischer Feinheiten. Aber wäre sie so fernhaft urtümlich wie die Autorin die Natur mitsprechen läßt — wie stürmt der Bergsöhn an die menschlichen Behauptungen heran, wie hüllt tage- und nächtelanges Schneien das Bergtal in seine eigene Enge ein und wie glückhaft symbolisch ist solches Geschehen der Natur in die Handlung gelegentlich verwoben — so würde die schweizerische Prägung des Werkes noch gewinnen.

Zum Aufsatz „Frauen im Basler Konzertleben"

Von der Redaktion des „Frauenblattes" wird mir soeben ein Schreiben aus dem Leserkreis zugestellt, aus dem hervorgeht, daß ich in meinem letzten Artikel über „Die Frauen im Basler Konzertleben" eine nicht ganz richtige Behauptung aufgestellt habe. Ohne über Dokumente zu verfügen, die mir als Beleg hätten dienen können, habe ich, aus den Eindrücken meiner Erinnerung heraus, geschrieben, unter der Aera Suter seien höchst selten weibliche Instrumentalisten in unseren Symphoniekonzerten gehört worden. Nun werde ich aber auf Grund dokumentarischer Forschung eines Bessern belehrt, und ich bin umsomehr zu einer Zurücknahme des von mir Behaupteten bereit, als ich allen Grund habe, dem verstorbenen Hermann Suter ein dankbares und freundliches Andenken zu bewahren.

Mac.

Gegen chronischen Bronchialkatarrh und Husten
nahm ich mit Erfolg Silphoscalin-Tabletten. — Starke Absonderung des sonst so zähen Schleimes, Appetitsteigerung, Durchschlafen in der Nacht, Husten und Atmung bedeutend leichter. Mein Arzt rät, Silphoscalin weiter zu nehmen. H. W. in Nbg. Durch das ärztlich empfohlene Silphoscalin kann die Hoffnung vieler Bronchitiker erfüllt werden. — Packung mit 80 Tabletten Fr. 4.— in allen Apotheken erhältlich, wo nicht, wende man sich an die Apotheke E. Strauli & Co., Uznach (St. Gallen)
Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten Aufklärungsschrift. (c2523

Hausfrauenarbeit sei keine Berufsarbeit

Vor einiger Zeit wurde den Mitgliedern der österreichischen Bundesregierung vom Bund österreichischer Frauenvereine eine Eingabe überreicht, worin die Anregung ausgesprochen wurde, einen Berufsstand Hauswirtschaft als achten Berufsstand in den ständischen Aufbau einzugliedern.

Motiviert wurde diese Anregung mit dem Hinweis, daß die Hausfrauen, beiläufig einundeinhalb Millionen, schwere und verantwortungsvolle Arbeit zu leisten, daß sie drei Viertel des Volksvermögens zu verwalten und das wichtigste Kapital von Volk und Staat, die Jugend, zu betreuen haben. Da sie keine Vertretung im Ständestaat besitzen, müssen sie diese Vertretung anstreben.

Auch Herrn Bundesminister für soziale Verwaltung wurde diese Eingabe überreicht. Der Minister äußerte sich dahin, daß wohl die Arbeit der Hausgehilfin — weil sie mit Erwerb verbunden ist — als Berufsarbeit angesehen werden könne, aber nicht die der Hausfrau. Für das riesige Gebiet der Frauenarbeit im Hause bestehe keine Vertretungsmöglichkeit in der Verfassung. Da aber der Bundeswirtschaftsrat wie auch die andern ständischen Körperschaften nur beratende Stimmen hätten, seien Anregungen der Hausfrauen auch in anderer Form gleiche Wirkungsmöglichkeiten gegeben.

„Kann diese sicherlich beachtenswerte Ansicht den Wunsch der Frauen unterdrücken, die Hauswirtschaft möge in den staatlichen Aufbau so eingegliedert werden, daß sie ihre Interessen auf einer öffentlich-rechtlichen Basis vertreten kann?" so fragen die österreichischen Frauen sich in ihrem Fachblatt.

Und wir gehen noch einen Schritt weiter und fragen: Kann ein Ständestaat für ein Volk die richtige Staatsform sein, wenn in ihm die vorhandenen ständischen Körperschaften nur beratende Stimme haben, also so viel oder so wenig zu sagen haben wie die Volksgruppen — in diesem Fall die Hausfrauen — die man von ständischer Zusammenfassung ganz ausschließt?

Interessiert Sie das?

17829 Samariterinnen

und 9454 Samariter

zählt der Schweizerische Samariterbund, der aus 653 Sektionen besteht.

1936 sind

rund 100,000 Hilfeleistungen

erfolgt und an 107 Personen wurde die Henri Dunant-Medaille (für 25jährige Tätigkeit im Samariterbund abgegeben.

Landfrauenkonferenz

Während dem 17. Internationalen Agrarkongreß, welcher vom 16.—24. Juni im Haag stattfand, hat die achte Sektion, die Sektion für Fraueninteressen, zweimal eine Versammlung abgehalten. 13 Rapporte aus England, den Niederlanden, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Deutschland, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien wurden diskutiert. Die gesellschaftliche Stellung der Landfrau in den verschiedenen Nationen zeigt sich ganz eigenartig aus der Mitgliedliste: Fünfzehn Engländerinnen „peeresses in their own right", d. h. Frauen, die auf eigene Hand anwesend waren, die im Landfrauenleben entweder durch Vereinsarbeit oder als „Fermière", Grundbesitzerin, Friedensrichterin u. a. stehen, besuchten den Kongreß, dann eine australische Aerztin und eine Neuseeeländerin, zwei Französinnen, eine Belgierin, eine Ungarin, zwei Italienerinnen (unter welcher eine Journalistin), vier Polinen, eine Tschechin und merkwürdigerweise nicht weniger wie sieben Rumäninnen. Unter letzteren zeichnet eine als „Maire-adj. de la Municipalité de Craïova". Aus der Schweiz waren Frl. Stritzel und Frl. M. Froehlich, Ing. Agronom vom Schweiz. Bauernsekretariat in Brugg, anwesend, letztere als schweizerische Berichterstatterin. (Wir werden auf dies Referat noch zurückkommen. Red.) Aus Deutschland war die Abteilungsleiterin im Reichsnährstand, Frau Liselotte Kueßner-Gerhard, entsandt worden, welche die merkwürdige Mitteilung machte, daß im Dritten Reich festgestellt wurde, daß die Sterblichkeitsziffern bei den Hausgeburten selbst in entfernten Gegenden und unter ungünstigen Umständen niedriger waren wie in den Kliniken. Was einem lebhaft die Periode vor Semmelweiß in das Gedächtnis zurückrief, und übrigens von anderer Seite angefochten wurde.

Im ganzen waren die allgemeinen Versammlungen von ungefähr 60 Landfrauen besucht. Der Vorsitzende des Kongresses Dr. jur. A. Ritter van Rappard, ein überzeugter liberaler Senator (früher Parlamentsmitglied) hatte dafür gesorgt, daß im Gegensatz zu bisherigem Brauch im Ehrenkomitee auch einige Frauen waren.

Als typische Anekdote sei aus einem englischen Vortrag das nachfolgende hervorgehoben: Eine Landfrau kommt zu einer Säuglingsklinik, um Milch für ihr Kleines zu bitten, weil sie es unmöglich bezahlen kann. Die Helferin spricht später beim Arzt ihr Erstaunen aus, daß die Frau doch anscheinend noch ein paar Rappen übrig gehabt hat, um sich Lippenstift und Rouge zu kaufen. Worauf der Mann mit psychologischer Einsicht erwidert: „Darüber habe ich mich gerade so sehr gefreut, es zeigt, daß die Arme doch noch den Mut hat, gegen ihr Los anzukämpfen, daß sie nicht ganz verzweifelt ist."

W. F. F.-D.

Notiz

Der Vorstand des Schweiz. Krankenpflegebundes teilt uns mit:

Seit einigen Monaten wird in der Presse und durch Zusendung von Propagandamaterial in Gemeinden und Spitälern auf einen Schweiz. Verband für freies Pflegepersonal aufmerksam gemacht. Derselbe unterhält im Mattenhof, Bern, eine Krankenpflegestation mit Stellenvermittlung. Da wir von Mitgliedern, Spitalleitungen und Berufsverbänden verschiedentlich angefragt wurden, in welchem Zusammenhang diese Institution und der Schweiz. Krankenpflegebund zueinander stehen, so möchten wir hiemit ausdrücklich feststellen, daß es sich dabei um ein privates Unternehmen handelt. Dasselbe hat nichts mit dem Schweiz. Krankenpflegebund zu tun, der sich als Hilfsorganisation des Roten Kreuzes an die vom Roten Kreuz und vom Krankenpflegebund aufgestellten Richtlinien für die Ausbildung von Krankenpflegepersonal in der Schweiz hält. Dieses Bureau steht auch nicht mit unsern auf gemeinnütziger Basis fundierten Stellenvermittlungen in Verbindung.

Die offene Stelle

Evangelisches Missionsseminar sucht

Hausmutter

Großer Wirkungskreis für gebildete, sprachenkundige Frau (englisch, wenn möglich holländisch). Verlangt wird ferner Eignung für repräsentative Aufgaben und Fähigkeit zu erzieherischer Beeinflussung. — Eintritt bald. Auskunft und Anmeldungen: Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit, Bern, Abt. Arbeitsnachweis.

Von Kursen und Tagungen

In Paris

werden zurzeit der Weltausstellung eine Menge von Kongressen abgehalten. Allein das Comité français de Service Social sendet uns eine Liste von 45 Kongressen, aus der wir entnehmen:

Tagungen.

2.—9. Juli: Internat. Woche der Haus- und Landfrauen.
2.—10. Juli: 8. Kongreß der Internat. Emigranten-Hilfe.
4. Juli: Sitzungen d. internat. Bureau für Hauswirtsch. Unterricht.
7.—9. Juli: Internat. Konferenz für Familienzulagen.
10. Juli: Die sozialen Frauenberufe.
11.—13. Juli: Internat. Studientage für Fürsorgearbeiter.
19.—21. Juli: Internat. Kongreß für Kinderschutz.
20.—22. Juli: Hausfrauentage: Technik u. Wissenschaft im familiären Leben.
27. Aug. bis 5. Sept.: Internat. Konferenz der Jugendherbergen.
21.—26. Sept.: Der heutige Stand der Turnspielen Jugend.

(Nähere Auskunft und Programme durch Comité français de Service Social, Paris VIII, rue de Berri 6.

Versammlungs-Anzeiger

Radiovorträge. 4. Juli, 14.05 Uhr: „Der Gemüsegarten im Hochsommer".
7. Juli, 16.30 Uhr: „Die Lage der Frau in den verschiedenen Ländern" (Adele Schreiber).
8. Juli, 19.00 Uhr: „Hausbau, Familie und Dienstboten auf dem Lande".
9. Juli, 19.55 Uhr: „Käthe Kollwitz", zum 70. Geburtstag.
10. Juli, 16.40 Uhr: „Spinnstuben und Knabenschaften".
14. Juli, 16.30 Uhr: „Eine Frau holt sich Rat" (über Alkoholfürsorge).
16. Juli, 16.30 Uhr: „Kapitel optimistischer Medizin".
16. Juli, 19.25 Uhr: „Aberglaube und Brauchtum in der Feldarbeit".

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Steinfels

Offene Stellen

Für das Missionshaus Basel

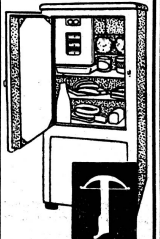
Hausmutter gesucht

Meldung bis 15. Juli an den Direktor der Basler Mission. Klare, evangelische Stellung gründliche hauswirtschaftl. Vorbildung, erzieherische Fähigkeit erforderlich. Englisch und französisch erwünscht. Bewährung in ähnlichen Stellen vorausgesetzt. Alter nicht unter 35 Jahren. 3795

Leiterin

und Mitarbeiterin gesucht f. ein menschendienendes Erholungsheim, welches jetzt zum Kurhaus umgestaltet wird. Die Küche ist fleischlos u. alkoholfrei. Arbeitseinteilung lt. Vereinbarung. Das Mitbringen von etwas Kapital ist notwendig. Wird hypoth. gesich. u. verzinst. Friedl. Charakter Hauptbed. Offert. unt. Chiffre P3749W an Publicitas Winterthur.

FRIGOMATIC



der Kühlschrank für das Schweizer-Heim von der

Autofrigor A.G. Zürich

Ausstellung: Pelikanstr. 3

THUN
Telephon 24.04
Blaukreuzhof
Alkoholfreies Restaurant
Billige Essen und nette Zimmer mit mäßigen Preisen. P 4949 T

Locarno-Monti
Pension Olanda (Walter)
Herrl. staubfreie Lage. Südzimmer m. fließend. Wasser und Balkon. Park m. Sonnenbad. Pension Fr. 6.50. Auch Pauschalpreise. Telephon 27

Druck-Arbeiten
besorgt vorteilhaft und gewissenhaft
Buchdruckerei Winterthur
Technikumstraße 83

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
als hochwertigsten und vorteilhaftesten Ersatz für eingesottene Tafelbutter
P 243 Z
Fabr. Flad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon, Telephon 68.445

Verkaufsmagazine in:

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

111-17

„Gerechtigkeit"

Der Kanton Genf hat die Abgabe von Warenpaketen mit veränderlichem Gewicht zu gleichbleibenden Preisen auf Antrag des Kleinhandels verboten, um die

„Irreführung des Konsumenten"

zu verhindern. Gleichzeitig haben die Regierungs- und Kantonsräte der Kantone Freiburg, Neuenburg und Waadt sich einverstanden erklärt, beim Bund das Verbot u. a. der Migros zu verlangen.

Dazu haben wir folgendes zu fragen:

1. Weshalb dürfen **Markenartikel** mit ungeraden und übrigens unbekannten, weil nicht angegebenen Gewichten weiter verkauft werden — etwa nur weil sie dazu noch zu **ungeraden** Preisen verkauft werden?

Antwort: Weil sie so teuer sind, daß damit (lt. Bericht der eidg. Nahrungsmittelkommission 1932) ein dickes Geschäft gemacht wird, zu Lasten des Volkes.

2. Warum muß das Gewicht auf den fertig verpackten Paketen der Markenartikel nicht angegeben werden, wie dies u. W. in Amerika, England etc. etc. schon längst Gesetz ist?

Antwort: Weil in der ältesten Demokratie der Welt die Undurchsichtigkeit und das Halbdunkel dort geschützt werden, wo der Konsument „bewirtschaftet" werden kann zu Gunsten des Kapitals.

Zur Verbotsfrage:

Wie feige, daß sich kein Mann in den Räten erhoben hat, der klipp und klar für die Mütter und Hausväter der kinderreichen Familien eingestanden wäre, — mutig, pflichtgetreu, als wahrer vom Volk gewählter Sprecher. Feige — ist das einzige Wort.

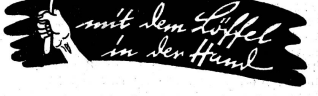
Wo waren da die Sozialdemokraten, die wissen sollten, was es heißt, bei gesunkenem Einkommen und gestiegenen Lebensmittelpreisen, namentlich in großen Familien, durchzukommen?

Stehen die Arbeitervertreter etwa nur dort fürs Volk ein, wo sie wissen, daß sich das Volk auch gegen ihren guten Rat selber wehren wird, wie z. B. bei der Migros-Abstimmung im Kanton Zürich?

Da, wo es die Konsumentenpreise durch Bundesmillionen zu verbilligen gilt, da ist man dabei; dort wo es durch prima Berufsarbeit geschieht, dort soll solche verboten werden!

Feigheit — das große Zeichen unseres unrühmlichen Zeitalters.

Es war eindrucksvoll, im Parlament den Jammer der **westschweizerischen** Weinbauern-Vertreter etc. anzuhören, daß sie durch die **zu hohen Verkaufspreise** in den Wirtschaften (z. B. Fr. 4.—/5.— per Flasche bei 90 Rp. Einkauf) erdrückt werden. — Da kam der große Segen eines **ehrlichen**, fleißigen und kundigen Verteilers — der dort fehlt — prächtig zum Ausdruck!



Eier da spielt der Geschmack und Geruch, der sich bekanntlich bis zum konzentriertesten Gest..... steigern kann, eine wichtige Rolle, weil sehr viele Eier als **Speisezugabe** verbraucht werden und daher ein geringes Quantum Eier ein gehöriges Quantum Ware gut oder anders beeinflussen kann.

Es lohnt sich durchaus, eine Schuhschachtel mit einem 5-liber großen Loch zu versehen, eine elektrische Glühbirne in der Schachtel so anzubringen, daß das Lichtbündel gerade breit genug ist, das vor die leuchtende Oeffnung gehaltene Ei zu durchstrahlen. Selbstverständlich muß es im Raum dunkel sein.

Dann sehen Sie:

1. ob das Dotter beim Drehen des Eies in der Mitte oder noch besser im Gupf und beweglich ist. Klebt es an der Schale, so ist das Ei schon verdorben oder wird in wenigen Tagen verdorben sein.
2. ob das Ei schwarz (schwarzfaul) oder wesentlich dunkel (rotfaul) oder trüb (zerfahren) erscheint, also schlecht ist.
3. die Größe des Luftraumes im Ei, das sein Alter anzeigt. Beim „Ostereitütschen" erkennt man die Lufträume am besten. Ein frisches Trinkei sollte einen Luftraum von nicht mehr als der Größe eines 20 Cts.-Stückes haben.

Es hat uns einmal ein Gewerbesekretär gesagt: „Es ist au nüd rächt, daß d'Migros immer die guete Eier überchunt und die andere die Andere", Tatsächlich glaubte er an eine Art Parteilichkeit der Natur, um nicht zu sagen, der Hühner!

Nein, eine strenge Kontrolle und das Beiseitelegen aller zweifelhaften Eier ist Ursache einer sprichwörtlichen Zuverlässigkeit der Migros-Eier. Das Nachkontrollieren seitens der Hausfrau schadet aber nichts!

Es mußte seinerzeit ein harter Kampf mit dem eidgenössischen Gesundheitsamt geführt werden, um zu erreichen, daß 6—9 Monate alte Kühlhauseier nicht mehr als Frischeier verkauft werden dürfen. Immerhin müssen auch nach der neuen Verordnung bis 4 Monate alte Kühlhauseier nicht als solche deklariert, sondern dürfen als Frischeier verkauft werden. Da hat so ein Volksvertreter und Nationalrat (christlichsozial) durchgestiert, daß bis 4 Monate eingelagerte Kühlhauseier als für Frischeier verkauft werden dürfen! Man erkennt auch hier die vollständige Schutzlosigkeit des Konsumenten, sobald Bewirtschafterinteressen im Spiel sind.

NEU! NEU!
Schinkenwädli im Gelee, per Büchse **60** Rp.

***Mousse de foie gras** (Gänseleberpains), streichfertig, ausl. 60 g-Dose **65 Rp.**
***Gänseleber,** echt, getrüffelt, ausl. per 120 g-Büchse Fr. **1.—**

Unsere feinen **Schachtelkäse:** 225 g Neugewicht 6 Portionen
Emmentaler „Uristier", vollfett **65** Rp. (Verkaufspreis 75 Rp. mit 10 Rp. Bareinlage)
Familien-Packung, div. Fettgehalte **75** Rp.
Dessert-Packung, vollfett
Rahmkäse „Regula", vollfett
***Schinken-Rahmkäse,** vollfett
85 Rp.
(Verkaufspreis Fr. 1.— mit 15 Rp. Bareinlage)

Sonderangebot:
***Emmentaler** verbilligt, per ½ kg Fr. **1.15**

Rahm (160 g-Glas 40 Rp., 10 Rp. Depot) per Deziliter **25** Rp.

Joghurt — aber nur den unter ständiger wissenschaftlicher Kontrolle hergestellten „Glyco-Pepto"-Joghurt.
nature (Depot 10 Rp. extra) 200 g-Glas **15** Rp.
mit Aroma (Vanille, Citron, Himbeer, Orange, Erdbeer, Johannisbeer) (Depot 25 Rp. extra) 250 g-Glas **25** Rp.

***Birnen,** gedörrt, gedämpft 500 g **50** Rp. weich, zum Rohessen geeignet!

Traubensaft süß, unvergoren — mit ⅓ Wasser verdünnt, ein vorzüglicher Durststiller! mit Kronkorkverschluß (weiß und rot) große Flasche **75** Rp.

Süßmost
offen abgefüllt (reiner Obstsaft) große Flasche **25** Rp.
mit Kronkorkverschluß (reiner Apfelsaft) große Flasche **35** Rp.
(Depot immer 25 Rp. extra)

NEU! NEU!
***Hühner-Bouillon** 100 g-Dose netto **50** Rp.
Achten Sie auf die volle Dose und den feinen Geschmack!

„Toro"-Hx, konzentrierte Fleischbrühe 100 g-Dose netto **50** Rp.

* Nur in den Verkaufsmagazinen erhältlich.